

Wer die Geschichte der Baath-Partei (übersetzt: die Partei der Auferstehung) und die Gründe für ihre Entstehung erforscht, weiß, warum es dieser Bewegung nur in zwei Ländern gelang, die Macht zu übernehmen: in Syrien und im Irak. In keinem anderen arabischen Land war der Baath-Partei das möglich. In beiden Ländern ergriff sie die Macht durch einen Militärputsch. In Syrien am 8. März 1963. Im Irak zweimal; das erste Mal putschten die baathistischen Offiziere am 8. Februar 1963 und hielten sich dann nur acht Monate, bevor sie von anderen Offizieren gestürzt wurden, um dann am 17. Juli 1968 mit einem neuen Putsch ein zweites Mal zurückzukehren. Heute ist die Baath-Partei in beiden Ländern am Ende.

Um die Ursachen dafür zu verstehen, warum es ihr trotz aller Bemühungen nicht gelungen ist, in anderen arabischsprachigen Ländern die Macht an sich zu reißen, muss man nicht nur auf die Entwicklung der Baath-Partei blicken, sondern vor allem auf die Identität ihrer beiden Gründungsväter. Die Baath-Partei wurde von dem Führer der 1940 gegründeten Gruppe Al-Ihyya al-Arabi (die arabische Wiedergeburt), Michel Aflaq (1910 bis 1989), und dem Führer der Gruppe Al-Baath al-Arabi (die arabische Auferstehung), Zaki Najib Ibrahim al-Arsuzi (1899 bis 1968), nach der Zusammenführung der beiden Bewegungen im Jahre 1947 aus der Taufe gehoben. Michel Aflaq war Christ, Zaki al-Arsuzi war Alawit, beide gehörten der syrischen Mittelschicht an, hatten in Paris studiert und wurden von europäischen nationalistischen Ideen beeinflusst, insbesondere von den Schriften des deutschen Philosophen Johann Gottlieb Fichte, dessen Buch „Reden an die deutsche Nation“ ihnen sicherlich bekannt war, weil sie es in französischer Übersetzung lesen konnten.

Fichtes Buch besteht aus einer Reihe von Vorlesungen über die „deutsche Nation“, ihre Kultur und Sprache, in denen Fichte jene Art nationaler Bildung hervorhebt, von der er sich erhoffte, dass sie die Seele der deutschen Nation nach der demütigenden Niederlage gegen die Franzosen befreien würde. Die Reden wurden zwischen Dezember 1807 und März 1808 in Berlin während der Zeit der französischen Besetzung gehalten. Fichte, einst Anhänger des revolutionären Frankreichs, war bestürzt, als Napoleons Armee 1804 quer durch Europa vorrückte, deutsche Städte besetzten, sie ihrer Rohstoffe beraubten und einer Fremdherrschaft unterwarfen.

Die Einigkeit der beiden syrischen Männer in Bezug auf die Idee „einer nationalen arabischen Auferstehung“ war also nicht zufällig. Sie selbst gehörten Minderheiten an, in einem Land, in dem die Mehrheit sunnitische Muslime waren (74 Prozent). Wenn man einer Minderheit von etwa einem Zehntel der Bevölkerung angehört, ist es nicht unmöglich, die Mehrheit dieser Minderheit für eine größere Idee zu begeistern, sie zur Annahme einer noch größeren Identität zu überreden als der ihren, nämlich ein „Großprojekt“ anzustreben, das alle aus der Bevölkerung, wenn auch nur nominell, einschließen soll.

Und was könnte größer sein als die Idee der länderübergreifenden „arabischen Nation“? Hatte nicht die „muslimische Nation“ gesagt, dass ihre Verfassung der Koran sei und dass dieser Koran in der Sure Al Imran sage: „Ihr wart die beste Volksgemeinschaft, die den Menschen gebracht wurde“? Es spielte dabei keine Rolle, dass sich die Interpreten über die Auslegung von „Al Umma“ uneinig waren: ob damit die gläubigen Muslime oder der

Die Partei der Auferstehung ist untergegangen

Was von der Baath-Bewegung im Nahen Osten bleibt, ist viel Übles, das jederzeit wieder zum Leben erwachen kann.

Von Najem Wali



Unter einem blauen Himmel: Syrer feiern in Damaskus den Fall des Assad-Regimes.

Foto Laif

Stamm Al Imran um Maria (Jesu Mutter) gemeint sei. Warum also sollten sich die beiden ambitionierten Gründer der Baath-Partei nicht erlauben, einfach noch weiterzugehen und anstatt der Al-Umma al-Islamiya, der islamischen Volksgemeinschaft, einfach die Al-Umma al-Arabiya, die arabische Nation, auszurufen? Im Slogan der Baath-Partei hieß das „eine arabische Nation mit ihrer ewigen Botschaft“. Arabismus versus Zugehörigkeit zu einer bestimmten Volksgemeinschaft oder Religion war ihre beste Waffe gegen die Mehrheit um sie herum.

Die Baath-Partei hatte nur in jenen zwei Ländern Erfolg, in denen es eine einflussreiche Minderheit von Mittelständlern gab, die in der Idee der panarabischen Nation ihre ideologische Waffe fanden, um die Mehrheit damit zu manipulieren und zu kontrollieren: die alawitische Minderheit in Syrien gegen eine sunnitische

Mehrheit, die sunnitische Minderheit im Irak gegen eine schiitische Mehrheit. Aus diesem Grund endete die Rolle des Christen Aflaq nach der ersten Machtübergabe durch die „alawitischen“ baathistischen Offiziere in Syrien; er wurde aus der Partei ausgeschlossen und in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Sie brauchten ihn nicht mehr. Michel Aflaq flüchtete in den „sunnitischen“ baathistischen Irak.

Das Verhältnis zwischen den irakischen Baathisten und den syrischen Baathisten war und blieb zwiespältig, ja sogar feindselig. Sie gehörten zwei verschiedenen Glaubensgemeinschaften an. Ausdruck dieser Feindseligkeit war, dass die Geheimdienste beider baathistischen Länder Mitte der Siebzigerjahre Autobomben legten und Attentate in den Hauptstädten des jeweils anderen Lan-

des, in Bagdad und Damaskus, verübten. Auch dass syrische Dissidenten in Bagdad und irakische Dissidenten in Damaskus Zuflucht suchten.

Michel Aflaq und Zaki Najib al-Arsuzi pflanzten die giftige, ja rassistische Saat, die die Idee der „arabischen Nation“ gegen die Volksreligion stellte, eine friedliche Volksreligion damals, sowohl in Syrien, sunnitisch, als auch im Irak, schiitisch, eine Religion, die als Privatangelegenheit praktiziert wurde. Erst nachdem die Baath-Partei in beiden Ländern mehrere Jahre an der Macht war, verwandelten sich die Volksreligionen mit der Zeit zu politischen Religionen.

Das alawitische Lager in Syrien und das sunnitische Lager im Irak fanden in der Ideologie der Baath-Partei eine erfolgreiche Lösung, um die Angehörigen anderer Minderheiten unter ihre Kontrolle zu bringen, ganz zu schweigen da-

von, dass sie andere Minderheiten gegeneinander ausspielten. Es überrascht auch nicht, dass sie jeden eliminierten, der „irrtümlicherweise“ an die Baath-Partei glaubte und ein Führer in ihren Reihen wurde, aber nicht ihrer jeweiligen Glaubenseinrichtung angehörte: Im Irak liquidierten die „sunnitischen“ Baathisten Fuad al-Rikabi, einen „schiitischen“ baathistischen Intellektuellen. In Syrien warfen sie nicht nur Salah al-Din al-Bitar, einen wichtigen „sunnitischen“ Baathisten, mehrmals ins Gefängnis, sie gingen sogar so weit, dass sie, wie erwähnt, Michel Aflaq aus dem Land vertrieben.

Aflaq wurde zu einer tragischen Figur, als er sich schließlich in den Händen der „sunnitischen“ Baath-Partei im Irak wiederfand und – als Katholik, säkularer Christ – im Alter von siebzig Jahren im Krankenhaus in Bagdad noch einer Beschnittungsoperation unterzog, um anschließend seinen Vornamen in Mohammed zu ändern. Aflaq starb 1989 in Paris und wurde zur Beerdigung nach Bagdad überführt. Die irakische Regierung hielt einen feierlichen Gedenkgottesdienst für ihn ab und begrub ihn in einem kunstvollen Grab unter einer blauen Kuppel im westlichen Garten des nationalen Hauptquartiers der Baath-Partei an der Kreuzung der Al-Kindi-Straße und der Al-Qadisiya-Straße.

Wenn ich von Alawiten, Schiiten, Sunniten, Christen und anderen Glaubensrichtungen spreche, meine ich den ethnisch-kulturellen Aspekt, der uns alle beeinflusst, denn die Zugehörigkeit zu einem ethnischen Umfeld bedeutet den sozialen und erzieherischen Hintergrund, der die Persönlichkeit eines jeden von uns formt, ob wir es wollen oder nicht, zumindest in unseren frühen Jahren. Man sehe sich nur die Esskultur in den Reihen der eigenen Gruppe an: Schiiten essen weder schuppenlose Fische (etwa Karpfen) noch Kaninchen, Sunniten essen beides, Juden teilen mit den Muslimen, dass sie kein Schweinefleisch essen, und mit den Schiiten, dass sie keine schuppenlosen Fische essen. Christen essen Schweinefleisch. Hindus essen kein Rindfleisch, dafür aber Huhn, Schaf und Schwein. Das Umfeld, in dem wir aufwachsen, formt also unsere Persönlichkeit, unsere Gewohnheiten, ohne dass wir uns dessen bewusst sind, es zwingt uns mit seinen Ritualen, zum Beispiel dem muslimischen Feiertag am Freitag, dem jüdischen am Samstag und dem christlichen am Sonntag.

Auch wenn die Baathisten die Illusion vermitteln, dass sie säkular wären, waren sie letztlich sektiererisch. Die „alawitischen“ Baathisten in Syrien und die „sunnitischen“ Baathisten im Irak hätten sich sonst nicht fast vier Jahrzehnte lang allein an der Macht halten können. Ohne ihre Diener und Sklaven, eine Klientel, die ihnen als Ohren und Zunge zum Verpfeifen und als schmutzige Hand beim Schikanieren von Gegnern diente, hätten die Baathisten nicht mit eiserner Hand und Feuereifer herrschen können. Im Irak waren die „sunnitischen“ Baathisten auf die „schiitischen“ Baathisten angewiesen, sonst hätten sie weder das Land fest im Griff gehabt, noch hätten sie einen achtjährigen Krieg gegen das „schiitische“ Iran führen können. Wer vergisst die „schiitischen“ Baathisten, die schlimmer, brutaler und schrecklicher zu ihren Mitbürgern im Süden waren? Namen von „schiitischen“ Folterern wie Nazem Kazar und von Verbrechern wie Muhammad Younis haben Geschichte geschrieben und sind immer noch in Erinnerung. Wer kann vergessen, dass diejenigen, die während des Diktators Kriege Lobgesänge schrieben, „schiitische“ Volksdichter waren? Was das irakische Militär betrifft, so wa-

ren zwar neunzig Prozent der Generale Sunniten, aber die Armee mit ihren einfachen Soldaten bestand überwiegend aus den Söhnen der Bauern des „schiitischen“ Südens, den Söhnen der Unterdrückten und Armen, zu denen aus den Bergen noch arme Kurden hinzukamen. Die Mitglieder der Volksarmee waren ebenfalls überwiegend Schiiten. Das sind diese „schiitischen“ Baathisten, die später ihre Olivenuniformen ablegten, sich Bärte wachsen ließen und den schwarzen Turban trugen und anfangen, bei den Hussein-Processen im Monat Aschura zu skandieren und gegen alle diejenigen, die wirklich Widerstand gegen das diktatorische Regime in all seinen Formen geleistet hatten, zu agitieren und alle, die nicht wie sie Baathisten waren, zu verdrängen. Und siehe da: Die alten Baathisten sind heute wieder im Irak und in voller Stärke zurück.

Die gleiche Schlussfolgerung lässt sich auf Syrien anwenden: Hätten die zwölf Prozent Alawiten, auf die sich das Regime stützte, ohne einen Teil der 74 Prozent „sunnitischen“ Baathisten und der zehn Prozent „christlichen“ Baathisten 35 Jahre lang überleben können? Ist es möglich, dass eine Minderheit allein und ohne Profiteure der Mehrheit ihre Macht festigen kann?

Ist es nicht die Frau von Baschar al-Assad, Asma al-Akhras, die aus der bekannten sunnitischen Familie al-Akhras stammt, die das Land wirtschaftlich so fest im Griff hatte und deren Mafia mit der ihres Schwagers konkurrierte und den Hass der „alawitischen“ Mafia schürte? Ist es nicht die kooperative Mehrheit, die heute die „baathistische“ syrische Flagge durch die Flagge der Dschabhat al-Nusra und anderer Milizen ersetzte und den Koran auf den Plätzen von Damaskus verteilt, nachdem sie jahrzehntlang Flugblätter der Baath-Partei und ihres Oberbefehlshabers verteilt hatte?

Die Baath-Partei, mit ihren „sunnitischen“ und „alawitischen“ Ablegern, Bagdad und Damaskus, ist untergegangen, aber ihr Geist, ihre Erziehung und ihre Moral spuken weiterhin in den Seelen von Millionen Menschen. Was sein wird, wird nicht besser als das, was war, weder im „schiitischen“ Irak noch im „sunnitischen“ Syrien.

Heute, 77 Jahre nach dem ersten Parteitag der Baath-Partei im Jahr 1947, scheint sie für immer verschwunden, vertrieben und getilgt durch die Hände einer Miliz, die vom Westen noch als Terrorgruppe eingestuft ist und angeführt wird von einem Dschihadisten, Salafisten und Mörder, der fünf Jahre im Abu-Ghuraib-Gefängnis saß, auf dessen Kopf die USA zehn Millionen ausgesetzt hatte.

Die Welt schreitet voran, und die Länder des Nahen Ostens beweisen jedes Mal, dass sie sich freiwillig aus der Geschichte verabschieden. Syrien und Irak – 77 Jahre nach der Gründung der Baath-Partei stehen sich beide Länder wie einst feindselig gegenüber, mit zwei angeblich unabhängigen Autoritäten, zumindest wollen uns das deren Schriftsteller und Intellektuelle, die Söldner jeder Autorität und jeder Zeit sind, weismachen. Vorbei sind die Kriege der Armeen, sie sind durch die Kriege der Milizen ersetzt worden, wovon nicht die Völker der Region profitieren, sondern ausschließlich die internationale Waffenindustrie. Gelobt sei derjenige, der seine Haut rettet, der in die der Herde entgegengesetzte Richtung geht, ohne zurückzublicken.

Najem Wali, geboren 1956 im irakischen Basra, lebt in Berlin. Am 8. Januar 2025 erscheint der von ihm herausgegebene Band „25 Jahre Writers in Exile – Gefährdete Stimmen einer Welt in Gefahr“ im Secessio Verlag.

Hexagramme aus Holz

Shigeru Bans Stadtmuseum soll dem japanischen Wolfsburg mehr Anziehungskraft verleihen.

Von Ulf Meyer, Toyota



Das neue Museum der Stadt Toyota in Japan, Architekt: Shigeru Ban

Foto Hiroaki Hirata

Das ihr Familienwappen einmal zum Signet einer Stadt und dann auch zum Wiedererkennungssymbol ihres neuen Museums werden würde, konnte die Naito-Großfamilie nicht ahnen. Der Samurai-Clan herrschte in dem bergigen Gebiet östlich von Nagoya und damit just in jener Gegend in Zentraljapan, die heute als industrielles Herzland der Nation gilt. In der gleichnamigen Stadt hat mit der Firma Toyota heute ein Konzern seinen Sitz, der zu den größten der Welt gehört und zugleich das japanische Streben nach Perfektion im Detail symbolisiert. Mit dem Wachsen der Autowerke ist auch die 420.000-Einwohner-Stadt Toyota zu Größe und Wohlstand gekommen.

Die munter sprudelnde Gewerbesteuer erlaubte 1995 Bau und Ausstattung eines eleganten Kunstmuseums, entworfen von Japans bestem Museumsarchitekten, dem in der vergangenen Woche gestorbenen Yoshio Taniguchi. Die kühle Eleganz des Museumsbaus war ein gebautes Empfehlungsschreiben des Baumeisters, der nur wenig später das MoMA in New York erweitern durfte.

Gleich neben Taniguchis Museum wurde nun ein weiteres „Haku-butsukan“ (Museum) eingeweiht, dessen Architektur sich von der seines Nachbarn sehr stark unterscheidet: Das von Shigeru Ban aus Tokio entworfene Städtische Museum stellt dem coolen Toyota Museum of Art eine warme, hölzerne Architektur entgegen, deren Schöpfer in diesem Jahr mit einem dem bedeutendsten Architekturpreise der Welt, dem „Praemium Imperiale“, ausgezeichnet worden ist (F.A.Z. vom 13. September).

Die prägende Industriegeschichte der Stadt wird in dem neuen Museum kaum erwähnt, denn die dominante Firma Toyota unterhält ein eigenes Museum. Ihren Aufstieg verdankt die Stadt dem unternehmerischen Geschick von Kiichiro

Toyoda, der – als die örtliche Seidenherstellung zu Beginn der Dreißigerjahre kriselte – von der Webstuhl- zur Motorenherstellung umschwankte und damit den Grundstein für einen Weltkonzern legte.

Ban hat seinen Neubau so positioniert, dass er mit dem benachbarten Kunstmuseum zusammen einen langen Riegel bildet, der den Museumspark von einer nahe gelegenen Hochbahnlinie abschirmt. Zur Stadt hin gleichen sich die Proportionen der Fassaden, auf der Gartenseite hingegen vereint die Landschaftsarchitektur die beiden Standorte. Peter Walker, der berühmte Landschaftsarchitekt aus Berkeley, entwarf den neuen Garten mit Ginkgo-Bäumen und Zypressen und Terrain-Sprüngen. Sein Skulpturengarten verbindet nun geschickt zwei Gebäude und Epochen.

Eine offene, „En-nichi“ (festlicher Raum) genannte 90 Meter lange Halle ist das öffentliche Zentrum des Stadtmuseums und vielleicht der ganzen Stadt. Das Muster des Holzdaches stellt das Stadtemblem von Toyota City dar. Das Dach ruht auf hohen, sich verjüngenden, sternförmigen Stützen, die ebenfalls aus lokaler Zeder gebaut wurden. Im En-nichi sind Hydrogen-Motoren ausgestellt, daneben gibt es Sitzmöbel aus Papprollen, entworfen von Ban.

Am Vorplatz zeigt das auskragende Dach ein kreisrundes Oberlicht in der kreuz- und quer verlaufenden Tragstruktur. Wenn die Sonne zur Sommer Sonnenwende am Mittag durch das Oberlicht scheint, werfen die Holzbalken einen Schatten in Form des Stadtwappens auf den Boden; eine Architekturparlane aus zwei V-förmigen Pfeilen entsteht, dem Hexagramm des Siegels.

Die Sammlung des Museums in Toyota besteht überwiegend aus Alltagsgegenständen, darunter Telefone und Videospiele aus der Showa-Zeit. Diese Exponate werden im Zentrum der Dauerausstel-

lungshalle in einer riesigen, mehrstöckigen Glasvitrine gezeigt. Dieses große Ausstellungsregal in der Mitte des Raums, in dem Artefakte präsentiert werden, ist Schaudepot und Wunderkammer zugleich, und es dient als Erdbebensicherung. Entlang einer sanft geschwungenen Rampe führt ein Fensterband mit Panoramablick auf die Mikawa-Berge und einen Bambushain in das Obergeschoss. Bans Neubau ist Japans erstes Museum, das das „Net Zero Energy Label“ bekommen hat. Für den Neubau wurde allerdings eine Reihe Weiß-Eichen gefällt, und eine Schule wurde abgerissen. Ganz so ökologisch wie Bans Architektur sich gibt, ist der Bau also nicht.

Der wahre Schatz des neuen Museums-campus in Toyota ist jedoch das Dojo-entzhausen im Garten der beiden Museen. Von Taniguchi entworfen, bezeugt es, dass Minimalismus, klare Linien und eine flexible Raumnutzung in Japan lange Tradition haben und nicht neu erfunden werden müssen. Das traditionelle Holzgebäude liegt hinter einer hohen Hecke versteckt, seine Fenster blicken auf einen feinen Moosgarten.

Für die Provinzstadt Toyota ist der Bau dennoch der Beginn einer neuen Ära. Erst 1951 erhielt der Ort, damals noch Koromo geheißene, Stadtstatus und änderte bald seinen Namen. Erst 1979 erschloss eine private Bahnlinie die Industriestadt. Toyota hat bis heute Schwierigkeiten, ausländische Mitarbeiter zu halten, da es der Stadt an Attraktionen mangelt. Die hochkarätigen Museen zeugen von der Ambition, das zu ändern. Denn noch immer ist Toyota die größte Stadt in Japan, die nicht an das nationale Eisenbahnnetz angeschlossen ist – eine Autostadt eben.

Toyota mag selbst für japanische Verhältnisse eine bemerkenswert hässliche Stadt sein, mit dem neuen Museum ist Ban – wie zuvor bei seinem Neubau des Centre Pompidou in Metz – eine Archi-

tektur gelungen, die von einem Aufbruch zeugt, der auch anderen weltlichen Autostädten wie Wolfsburg und erst recht Detroit gut zu Gesicht stünde. Für die Kuratoren des Museums, Yoshimi Yamada, sind die Wiederentdeckung von Holz als tragendem Baumaterial und die Konzeption des Museums als Dritter Ort für die Bürger ein Pfund, mit dem sie und ihr Arbeitgeber wuchern.

Die konzerninterne Konkurrenz schläft nicht: Am Fuße des Fuji-san, auf dem Gelände des ehemaligen Higashi-Fuji-Werks in Susono, das nach nur zwanzig Jahren Betrieb geschlossen wurde, hat Toyota ein Modell-Stadtviertel gebaut, in dem Assistenzsysteme für ältere Menschen, Holzgebäude und Wasserstoff-Brennstoffzellen getestet werden. Die „Woven City“ ist ein „lebendiges Labor“ für Einwohner und Forscher, die Robotik, Mobilität, Smart-home-Systeme testen und weiterentwickeln. Menschen, Gebäude und Fahrzeuge sind digital miteinander verbunden und kommunizieren über Daten und Sensoren. Der Entwurf für die Neustadt am Fuße des heiligen Berges von Japan stammt von dem dänischen Erfolgsarchitekten Bjarke Ingels. Mit In-Home-Robotik ausgestattet, soll sensorbasierte KI den Gesundheitszustand der Bewohner überprüfen, während auf den Straßen emissionsfreie Fahrzeuge umhersurren. In die „Woven City“ ziehen derzeit 360 Toyota-Mitarbeiter und ihre Familien und Ehepaare im Ruhestand ein, die sich dazu bereit erklärt haben, ihre Daten wie in einem Großversuch sammeln zu lassen, ein. Der Name der „gewobenen Stadt“ ist eine Anspielung auf das Gründungsgeschäft des Konzerns, der einst Webstühle herstellte, und zwar in Toyota. Die geometrischen Muster des neuen Museums in Toyota-Stadt erscheinen wie ein zusätzlicher Verweis auf den Ursprung des „Mobilitätskonzerns“.